Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 4

Artikel: Die Nachtbuben im Schwyzer Bergland
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663291

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

oder in die in vollendetem Tiefdruck hergestellten kleineren oder großen, ganzseitigen Illustrationen vertiefen, es wird für uns eine Feierstunde, da wir uns zusammenschließen mit all unsern Brüdern, über die Schranken der Berge und Sprachen, auch über die sozialen Stände hinweg. Alle sind uns gleich lieb. Denn wir haben Achtung vor ihrem bodenständigen Wesen, vor der Verbundenheit mit der Erde, vor der Arbeit, die oft recht hart ist und viel Mühe und Schweiß erfordert, manchmal auch mit großen Gefahren verbunden ist.

Wir sind dem Verlage großen Dank schuldig, daß er uns ermöglicht hat, einen interessanten und zugleich sehr kurzweiligen Abschnitt hier zum Abdruck zu bringen. Ein echter Mann und Dichter des Volkes hat ihn geschrieben: Meinrad Lienert. Er möge hier mit seinem Worte werben für ein Buch, das eine nationale Tat bedeutet und dem wir schuldig sind, daß wir mit Begeisterung es auf dem diesjährigen Weihnachtsmarkte willkommen heißen.

Ernst Eschmann.

Züribieter.

Herts Holz, im Wätter und im Wind,
I zächem Bode gwachse,
Doch, wänn s' emal verchächet sind,
Flingg wie guet g'ölet Achse.
Und lueg nu, wie das Redli springt,
Und was es alles ferkig bringt,
Es fürcht kän Stutz, kä Gränze.

Und wie de Schnabel grate=n isch,
So reded s', halt graduse.
Me merkt gli, Vogel oder Fisch,
Statt mungge=n und statt muuse
Vil lieber grad en zöuft'ge Fluech,
Sie fluechet e dicks Helgebuech
I ruche Zite zsämme.

Und glich, sie meined's rächt und guet,
Und 's Herz, me ghört's na chlopfe.
Sie händ e gsunds und ehrlis Bluet
Und gäbid de letscht Tropfe,
Wenn's gilt, für d' Heimet zsämme z'stah.
Sie rucked us, de hinderst Ma,
Am Hag go Ornig mache.

Sie wohned ime=n alte Hus
Mit schwere Rigelmure.
Mit liechte Fädre flüged s' us
Und wänd nüd drin versure.
Und wie=n en schwere Wurzlestock,
So mached s' gern en lange Hock,
Isch 's Dunnerwätter dure.

Ernst Eschmann.

Die Nachtbuben im Schwyzer Bergland.

Von Meinrad Lienert.

Man kann nicht wohl durch unsere schwyzerischen Berglandschaften gehen, ohne jauchzen zu hören. Da wandert oder fährt der Fremde in eines unserer Seitentäler, etwa ins Tal der Sihl, der Alp, der Minster, der Muota und der Enden. Auf einmal übersonnt von irgendeinem Bohl oder Hochrain her ein Aufjauchzen das Tal, die Welt. Da erblickt er denn irgendwo einen Hirten im weißen oder blauen Hirthemd, oder er bekommt niemand zu sehen und weiß doch, daß dieser Aufschrei, dieses Musikgemälde der Freude, von einem urwüchsigen Landesbewohner, ja, es kann sein, von einem bergfrischen „Weibervolk" herkommt.

Das ist tags. Aber in den stillen Nächten, vorab freilich in den Winternächten, in einer Zeit, in der sich der Bauer, wenn sein Viehbestand landesüblich bescheiden ist, und wenn er nicht etwa als Holzschröter zu Wald geht, nicht zu überarbeiten braucht, erwacht ein anderes Jauchzen, das von dem lerchenhaft steigenden, Zufriedenheit ausstrahlenden Jauchzen und von den gemütlichen Tonmalereien des Tages doch recht verschieden ist. Es kommt eben mit einem Male das draufgängerische Jauchzen der Nachtbuben hoch, der Aufschrei verliebter Jugend, des heißen Blutes, das „z'Liecht gah", sich ein Schätzlein erobern will, „hau's alder stäch's, rübi's alder stübi's!" Demnach ist's kein Wunder, daß das sonst wortlose Jauchzen der zum Freien ausrückenden Nachtbuben in dem alles zu Berg und Tal herausfordernden Kampfruf endigt: „Haarus, haarus, haarus!"

Also sammeln sich die Bauernburschen, die Nachtbuben, und ziehen als eine angriffige Schar Liebesbedürftiger, aber auch als ein Dornicht unheimlicher Fäuste, durchs stillgewordene Land. Und wo sie nun lediges, anmächeliges Weibervolk wissen, machen sie sich zu.

D' Spärbel chönd um alli Dächer,
Und d' Nachtbueberotte
Merkt äs Füürli scho im Chüstli,
Wän's erst afot motte.

Und bald toben sie um irgendein Haus oder Häuschen, in dessen Stube die „Maitli" sie schon längst gehört haben und sie freudig erwarten.

Jedoch die Burschen können nicht so ohne weiteres hinein. Das Paradies ist ihnen noch verschlossen, obwohl kein Engel mit feuriger Rute an der Türe steht. Ein altehrwürdiger Brauch will, daß sich die Nachtbuben gedulden müssen, bis es dem Hausvater gefällt, ihnen aufzutun.

So lassen sie sich denn immer enger ums Haus, das meistens eine alte, etwa auch verschindelte Holztruhe ist, die aber nun eben schatzhaltig sein kann. Wie die Füchse um den Hühnerpferch tun sie sich um. Sie klettern auf die Scheiterbeigen, die Kleinholzschichten vor den Fenstern, und „bräuged", das heißt, sie rufen und reden mit verstellten Stimmen buntes Allerlei in die ersehnte Stube hinein, bis man ihnen öffnet.

Alsdann aber geht's drin fröhlich zu mit sticheln und sprücheln, auch etwa mit singen. Gar oft hebt ein Tanzen an, denn an tanzmusikkundigen Jungen, die eine Handorgel oder wenigstens eine Mundharmonika, „äs Mulblettli", bei sich haben, fehlt's fast nie. Und da macht man etwa auch noch jene alten Tänze, die das Urwüchsige zur Schau bringen, den „Gäuerler", den „Alamander" und auch Gautänze, denen man besondere Namen nach Orten um gewisser Abweichungen willen gibt, wie zum Beispiel der „Stägewändler", der „Hüritaler" und andere mehr. Und man tanzt gerne die raschen, unbändigen Walzer und Ländler, die man als „ä Gstobne", auch als „ä Runde" bezeichnet. Da kann sich das Jungvolk nach Herzenslust austanzen, denn in den öffentlichen Tanzhäusern werden die alten Tänze, die früher etwa schon der „Tanzschänker" mit seinen gedungenen „Tanzschänkermaitlene" in ihren weißen, steifgestärkten Kleidern zur Einleitung der Fastnacht oder Kirchweih auf dem Tanzboden vortanzte, selten mehr gesehen. Die übliche Tänzeordnung aber ist, trotz moderner Tanzkunst, immer noch: Walzer, Schottisch, Polka und Mazurka. Ausnahmsweise ein Galopp, besonders als Kehraus.

Bauernhaus auf dem Hubel in Uerkheim. Phot. Werner Neuenschwander, Uerkheim.

Schön. Da haben wir also die Nachtbuben im Bauernhause um den warmen Ofen bei noch

wärmerem Weibervolk, und bodenwohlauf geht's herbei, und oft kann's fast zum Tagen kommen, bis man den Kehraus („Schlunggus") tanzt und sich wieder davonmacht. Diesen Abzug bekommt gewöhnlich das ganze Tal zu merken, wie die Heimkehr von Kirchweih und Fastnacht, denn da schwärmen die Jauchzer landum wie die Scharen der Strichvögel im Spätherbst.

Nun, das war ein friedlich-freundliches Bild von der Nachtbuberei. Ein anderes Aussehen kann's bekommen, wenn die Nachtbuben aus einer Gemeinde oder einem Viertel (der Bezirk Einsiedeln ist zum Beispiel in sieben Viertel eingeteilt) in ein anderes „zu Licht" oder „dorfen" gehen. Das sind gewagte Gänge. Da kann es mit den Nachtbuben des überfallenen Viertels oder der Gemeinde einen bösen Hau, ja eine Schlacht absetzen. Heutzutage hat das nun stark gebessert, und die Grenzen sind eher freizügiger, weiter geworden. Aber noch zu meinen Knabenzeiten gab's oft blutige Zusammenstöße. Dabei tat aber das Messer sozusagen nicht mit, denn ein solches Kampfmittel galt als feig und daher verächtlich. Dagegen riß man wohl die Häge zusammen, bemächtigte sich der Hagschwarten und Zaunpfähle, machte es aber zumeist von Faust zu Faust, daß Augen und Ohren Funken gaben, doch ohne viel Lärm, ab. Ja, da konnten ganz schwierige Geschichten passieren, besonders dem Einzelgänger, der sich über eine andere Kirchgemeindegrenze zum „Gspüsli" wagte. Da weiß ich zum Beispiel von einem baumstarken Trachslauer, der sich aus seinem Viertel über die Gemeindegrenze zu Licht begab. Nicht zu lange war er bei seiner Liebsten, als sich auch schon die Nachtbuben des hinteren Tales der Alp, die man hiefür „gestört" (geweckt) hatte, sogar mit einer Sententreichle an der Spitze, als gälte es die alte Schellengemeinde zusammenzuläuten, auf das vom Trachslauer besetzte Haus zumachten und es jauchzend, bräugend und den Eindringling „herausladend", umlagerten. Und wie sich dann der beherzte Bursche doch hinauswagte, setzte es eine wilde Keilerei ab, bei der der Trachslauer schließlich krumm und lahm geschlagen wurde. Noch andere Beispiele hätte ich wohl, aber es tut's.

Nun, die alten Chroniken und Ratsprotokolle wüßten da sehr vieles zu erzählen und dennoch nur das wenigste, denn die Nachtbuben pflegen nach dergleichen handlichen Auseinandersetzungen lieber ruhig bei der Sache zu sein und sich mit Schrammen und außergewöhnlich blauen Augen im stillen Kämmerlein darauf vorzubereiten, wie sie die empfangenen Hiebe gelegentlich wieder „umegä", das heißt mit hundertprozentigen Zinsen heimzahlen könnten. Dergleichen Schulden vergißt der Bergbauer nicht.

Aber sogar als Ordnungstifter hatten die Nachtbuben, vorab in den Dorfschaften, zu wirken. Nämlich, wenn eine Frau ihrem Ehemann leichtfertig drausging und sie dann aber wieder zu ihm etwa eines Abends verstohlen zurückkrebste, so wurde sie gewiß in irgendeiner mondhellen Nacht von den Nachtbuben „herausgeladen". Gern oder ungern mußte sie sich ins Fenster stellen, und alsdann konnte sie erfahren, daß man nicht für nichts und wieder nichts seinem Mann drausläuft, oder wie man bei uns sagt: „dervokyt". Erst gab's um ihr Heim einen Höllenlärm, und wenn sie dann so dastand, hielt ihr einer aus der nächtlichen Horde, die das Wild aus dem Busch getrieben und gestellt hatte, ihre Liederlichkeit in einem oft gereimten „Zustupf" vor, den sie nicht mehr vergaß und der ihr ein allfälliges Gelüstlein nach Extratouren bitter werden ließ. Ich erinnere mich noch, aber das war in der Waldstatt Einsiedeln, daß man im Unterdorf eine seit kurzem verheiratete holde Weiblichkeit also herauslud, wobei der „Zustupf" an die Herausgeladene, in Anlehnung an Klassisches, also begann: „Zarte Sähnsucht, süeßes Hoffen, ach, wie schnäll bist du davongeloffen!"

Doch kehren wir zu dem eigentlichen Umtrieb der ländlichen Nachtbuben zurück. Also dem einzelnen wird's überhaupt nicht immer ganz leicht, zu seinem Schatz zu kommen. Ist's einem Burschen gelungen, die Zuneigung eines von der ganzen Nachtbubenrotte überkommenen Mädchens zu gewinnen und bleiben deswegen die Nachtbuben nach und nach weg oder doch außer Haus, so kann's doch passieren, daß er sich, wenn er etwa gar als ein Auswärtiger, ein fremder „Fötzel", den einheimischen Freiern ins Geheg gekommen ist, noch durch diesen oder jenen „Trunk" Freipaß und Frieden erkaufen muß, will er nicht durch den „krüppelten Wald" harthölziger Fäuste oder gar durch ein übelriechendes hinterhäusliches Weiherlein geschändet zu seinem Schatz eingehen. Auch kann es dem angenommenen Freier begegnen, daß er zuerst mit dem „Alten", dem Hausvater, um

einen Rosenkranz Karten spielen (jassen) muß, bevor er sich zu der Tochter vor oder hinter den Ofen machen und bei ihr allein aufsein darf. Verliert er das Spiel, so hat er vorher gar auch noch den Rosenkranz zu beten, was eine wohlkömmliche Geduldsübung sein dürfte.

Nun, verglichen mit dem, was die Ritter im Mittelalter durchzumachen hatten, bis sie ihre spröden Frauen minnen konnten, sind diese ländlichen Liebeshecken leicht zu nehmende Hindernisse. Weder ist unser bergländisches schwyzerisches Weibervolk von Marmelstein, noch unsere männliche Jugend in Stahl und Eisen eingeschient, und also sind auf lange Sicht weder die einen einzuhagen, noch die andern abzuhagen. Hängen wir dem allem ein „Nachtbuebeliedli" an:

Driuse, iehr Buebe,
Es nachtid is i!
D' Füchs gand us dä Huebe,
Wend au derbi si.

Haarus dur all Ruse!
Am Tüfel haarus!
Wer öppis isch, use!
Mer tätschid ä us.

Miär Ledig und d' Füchsli,
Miär wüssid der Rank
Zuem Hüehndli im Chrützli,
Zuem Chind uf em Bank!

Miär Buebe und d' Füchsli,
Miär wüssid was Lands.
Und schlufid s' i d' Büchsli,
Si müend is a Tanz.

Durs Land wemmer tribe.
Haarus i all Wind!
Haarus dur all Schybe,
Wo Ersteli sind.

Typen von der Landstraße. [1])

Von Gottlieb Binder.

De Tüfenerjoggeli.

In den 1860er und 1870er Jahren kam Jahr um Jahr ein untersetztes Männchen mit grobknochigem Gesicht, kurzem Schnurrbärtchen, versonnenen Augen, mit steifem Hütchen (im Unterland allgemein „Naphtali" genannt), fuchsrotem, abgeschabtem Habersack und derbem Knotenstock in die Dörfer des Zürcher Unterlandes. Seinen eigentlichen Namen kannten nur wenige. Er stammte von Teufen bei Freienstein und hieß Jakob Schmid. Das Volk aber nannte ihn kurzerhand „Tüfenerjoggeli". Sobald er in ein Dorf kam, liefen von allen Seiten die Kinder herzu mit dem Rufe: „De Tüfenerjoggeli!" Im Schwarm folgten sie ihm dann durchs Dorf, wie die Kinder von Hameln dem sagenhaften Rattenfänger, zumal, wenn er die Mundharmonika spielte oder alte Lieder sang. Die Eigenart seiner Erscheinung, seine Lieder und seine Mundharmonika waren es wohl, die einen so unwiderstehlichen Zauber auf die Dorfkinder ausübten. In Windlach besuchte er jedesmal der Reihe nach „seine Kunden", zuerst den Chlosterjokeb, weil dessen Frau von Teufen stammte und gleich alt war wie Joggeli. In den darauffolgenden Tagen machte er dann „die Runde". Beim Eintritt in die Stube lächelte er freundlich und sagte in naivem Tone: „De Tüfenerjoggeli ist wieder emal da! Darf i eis singe?" Weil ihm das niemand verwehrte, hub er an, alte Kirchenlieder und Volkslieder zu singen. Mit Vorliebe sang er Zinzendorfs „Die Christen gehn von Ort zu Ort durch mannigfalt'gen Jammer," Neumarks „Wer nur den lieben Gott läßt walten" und Nikolais „Wie schön leucht't uns der Morgenstern."

Hernach erzählte Joggeli seinen Zuhörern, mit denen er sich mittlerweile (ohne eine Einladung hiezu abgewartet zu haben) an den Mittags- oder Abendtisch gesetzt hatte, kurzweilige Neuigkeiten aller Art. In den Höfen und Dörfern der umliegenden Gegend erfuhr er, ohne darnach zu fragen, vieles, was die Leute gern mit anhörten. Oft gesellte er sich unterwegs zu Handwerksburschen, die ihn für ihresgleichen hielten und ihm manches mitteilten aus dem Schatz ihrer Erinnerungen. Joggeli, mit einem ungewöhnlichen Gedächtnis begabt, vergaß dergleichen nicht mehr und konnte deshalb stundenlang davon erzählen. Die Bauersleute aber waren dafür umso dankbarer, als man damals noch nicht alles und jedes durch die Zeitungen erfuhr.

Im Grunde war Joggeli eine etwas verschlossene Natur, taute er aber auf, so verklärte die Sonne seines tiefen Gemüts sein etwas blödes Gesicht; er gab dann ungezählte Psalmen und Bibelsprüche zum besten. Ebenso kannte er die Glockensprüche in weiter Runde. Oft hörte ihn der Verfasser diejenigen von Glattfelden

[1]) Aus Gottlieb Binder: „Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes". Verlag der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Basel.